

Alexander Deeg

ZWISCHEN AULA UND KIRCHE

Kulturwissenschaftliche und theologische Perspektiven zum neu entstandenen Bindestrich-Gebäude und Konsequenzen für die Nutzung

Ein einzigartiger Raum ist in Leipzigs Mitte in den vergangenen Jahren entstanden. Einzigartig in seiner Ästhetik, einzigartig auch in seiner Fähigkeit zu provozieren. Schon jetzt ist die Geschichte dieses Gebäudes auch die exemplarische Geschichte des Diskurses über die Rolle von Religion im Kontext einer staatlichen Universität in einer zunehmend säkularen Gesellschaft im frühen 21. Jahrhundert,¹ über das Wechselspiel von Glaube und Wissenschaft angesichts einer jahrhundertelangen Geschichte der fruchtbaren Koexistenz und einer jahrzehntelangen Geschichte des Antagonismus (vor allem) in DDR-Zeiten,² über den Einfluss der Kirche, über Kunst und Tradition und ihre Pflege. Das neue Gebäude trägt eine Gesamtbezeichnung »Paulinum« und ganz offiziell eine Art »Untertitel«. In diesem ist ein Schrägstrich bzw. Bindestrich enthalten: »Aula - Universitätskirche St. Pauli«.³ Der Bindestrich verbindet und trennt zugleich - und steht m. E. auf hervorgehobene Weise für die Einzigartigkeit des 2015 fertig gestellten Raumes.

1. DER REIZ DES BINDESTRICHS

Schrägstriche und Bindestriche sind nicht harmlos. Sie zeigen immer auch an, dass hier Dinge verbunden werden, die sich unter Umständen sperrig zueinander ver-

halten, die sich in jedem Fall aber gegenseitig herausfordern. Manchmal wird durch Bindestriche oder Schrägstriche bleibend Fremdes miteinander in Beziehung gebracht.

Jean-François Lyotard und Eberhard Gruber gelingt es in einem anregenden Essay, die Rolle des Bindestrichs zu charakterisieren. Die beiden Autoren gehen von der scheinbar so selbstverständlichen Rede vom »christlich-jüdischen« Abendland oder »christlich-jüdischen« Kulturkreis aus - und erkennen neu, welche Sprengkraft in dem Bindestrich steckt, wenn man einmal nicht so tut, als gebe es das, was sich konventionell so einfach aussprechen lässt (das »Christlich-Jüdische«), sondern wenn man den Bindestrich als bleibende Provokation liest.⁴

Genau in dieser Hinsicht erkenne ich das nun entstandene Gebäude mit seinem Bindestrich als bleibende Provokation und gerade dadurch als Chance, das, was der Bindestrich suggeriert, mit Leben zu füllen. Es gilt in den kommenden Jahren, das Leben eines Gebäudes zu gestalten, in dem dieser Bindestrich zwischen »Aula« und »Kirche« Realität wird und Gestalt findet (und das bedeutet keineswegs, dass es immer nur um harmonische Inbeziehungsetzungen gehen muss, sondern auch um engagierten Streit gehen kann!).

In dieser Hinsicht entspricht das, was ich hier mit der Denk- und Sprachfigur des Bindestrichs andeute, dem, was kultur- und politikwissenschaftlich seit einigen Jahrzehnten als »Hybridität« bezeichnet wird. Es geht dabei, sehr grob formuliert, um kulturelle Überschneidungen, die notwendig zu neuen Konstrukten jenseits dualer Alternativen führen, die spezifisch für die neuzeitliche Situation sind und doch für viele aufgrund ihrer Komplexität schwer erträglich scheinen.

Bindestrich-Konstruktionen sind immer bedroht; sie werden von allen ins Wanken gebracht, die mit der damit gegebenen und aufgegebenen Komplexität nicht leben wollen und lieber einfache Lösungen suchen.⁵ Um der Bindestrich-Komplexität zu entgehen, kann man dann entweder eine Einheit behaupten, indem man das, was durch den Bindestrich zusammengebunden, aber nicht einfach vereint wird, begrifflich postuliert (im Fall des »Christlich-Jüdischen« etwa so, dass

»Werte« benannt werden, die das »Christlich-Jüdische« bestimmen). Im Fall des entstandenen Gebäudes steht der Begriff »Paulinum« für diese Einheit;⁶ gleichzeitig aber zeigt sich deutlich, dass dieser zur Bezeichnung eben nicht genügt. Er ist ebenso korrekt wie leer; die Wirklichkeit bleibt die Bindestrich-Realität, die sich nicht durch den Oberbegriff erledigt, sondern erst in der Gestalt des Baus (über die ja lange und erbittert gestritten wurde) und dann durch seine Nutzung ergibt.

Die Alternative zur Lösung der Bindestrich-Problematik lautet: man reißt auseinander, was der Bindestrich zusammenhält. Gerade die letztgenannte Problematik lässt sich im Rückblick auf die Diskussionen um die Aula/Universitätskirche zur Genüge beobachten. Da wurde dann davon gesprochen, dass man eine Aula mit angegliedertem »Andachtsraum« baue – so als ließe sich »das Religiöse« auf einen kleinen Bereich im Osten des Gebäudes reduzieren und sich der restliche Raum damit von seinem Einfluss freihalten. Die Glaswand zwischen Apsis und Hauptschiff wurde auch deswegen befürwortet, weil mit ihr die Trennung dieser beiden Bereiche konkret vollzogen werde. Nicht zuletzt kann auch der Versuch, die aus der alten Universitätskirche St. Pauli gerettete Kanzel aus dem Hauptschiff herauszuhalten und ihr dort keinen festen Ort zu geben, als Programm zur Reduktion der mit dem Bindestrich gegebenen Komplexität verstanden werden: Wenigstens ein Bereich des neu entstandenen Gebäudes soll so aussehen, als habe er mit Kirche oder Religion prinzipiell nichts zu tun (was allein wegen der Gesamtarchitektur völlig unmöglich ist; das Gebäude mit seiner Größe und Ausrichtung, seiner Höhe, seinen Fenstern, Säulen und seiner Decke und nicht zuletzt mit seiner Orgelempore ist eine »Kirche« und wird so von denen, die es besuchen, auch wahrgenommen und identifiziert werden – mit oder ohne Kanzel!).

Sucht man nach einem aktuellen Beleg für den Versuch der Vereinfachung der Komplexität des Bindestrich-Gebäudes, so kann der derzeitige Stand des Wikipedia-Artikels »Paulinerkirche (Leipzig)« dazu dienen.⁷ Dort wird eine – den Beschlüssen zur Doppelnutzung und zum Doppelcharakter des Gebäudes zu-

widerlaufende, die Komplexität radikal reduzierende – Interpretation des Gebäudes geboten, die tatsächlich suggeriert, man habe zwei Gebäude geschaffen: »Das neu entstehende Paulinum ist ein universitätseigenes Gebäude und als solches mit Hochschulbaumitteln des Freistaates Sachsen finanziert. Es vereinigt unter seinem Dach sowohl wissenschaftliche Institute, die Aula der Universität als auch ihren Andachtsraum. Aula und Andachtsraum können für größere Veranstaltungen über einen variablen und transparenten Raumteiler miteinander verbunden werden. In Erinnerung an die Kirche, in der bis dahin die Universitätsgottesdienste stattfanden, wird der neue Andachtsraum im Paulinum den Namen »Universitätskirche St. Pauli« tragen.«⁸

Dass es auch Versuche der Reduktion in die andere Richtung gab, darf ebenfalls nicht unerwähnt bleiben. Es gab und gibt ja auch diejenigen, die am liebsten »nur« eine Kirche in dem Gebäude sehen wollen und die entsprechend verständnislos mit allen Anfragen derer umgehen, für die das Ensemble eben auch (oder primär) Aula einer Universität in einer Stadt ist, deren Bevölkerungsmehrheit keiner christlichen Konfession angehört.⁹

Gegen diese Reduktionen scheint mir gerade in dem Bindestrich der Reiz zu liegen. Einzigartig ist der Bau gerade wegen dieser Verbindung: es ist ein *Bindestrich-Gebäude*.

2. »BETWIXT AND BETWEEN« – ZUR SPEZIFISCHEN HETEROTOPIE DES NEUEN RAUMES

Ein kleiner Text von Michel Foucault (1926–1984) wurde vor etwa 20 Jahren zu einem der grundlegenden, viel gelesenen und noch mehr zitierten Werke des so genannten *spatial turn* – einer Wende in den Kulturwissenschaften, die sich plötzlich für Räume aller Art interessierte. Der Titel lautet: »Von anderen Räumen.«¹⁰ Foucault beobachtet – wie so oft in seinen Werken – die Gesellschaft genau und erkennt: Es gibt in allen Gesellschaften »andere Orte«, Orte, an denen die übrigen Orte repräsentiert, in Frage gestellt oder sogar ins Gegenteil verkehrt werden. Etwa ein Friedhof (als ausge-

grenzter Ort des Todes jenseits und doch inmitten der Gesellschaft der Lebenden) oder ein Bordell (als Ort, an dem bestimmte Regeln und Konventionen des üblichen gesellschaftlichen Lebens außer Kraft gesetzt sind) oder ein Schiff, das als eigener Kosmos und damit als Projektionsfläche für Sehnsüchte irgendwo auf dem Ozean schwimmt. Oder auch – aber von Foucault in diesem kurzen Text nicht analysiert – eine Kirche, eine Synagoge, ein Tempel. Jede Gesellschaft braucht diese Orte und stellt sich doch auch immer in Distanz zu ihnen. Sie sind generativ und erfüllen verschiedenste Funktionen, gerade weil sie sich einer unmittelbaren gesellschaftlichen Funktionalisierung weitgehend entziehen.

Auch die neue Aula/Universitätskirche ist eine Heterotopie im Foucaultschen Sinn. Ein »anderer Ort« inmitten der Universität, inmitten der Stadt. Dabei wird sie zunächst, wie jede andere Innenstadtkirche auch, als Kirchenraum wahrgenommen werden – und kann dann wie in Pascal Merciers Roman »Nachtzug nach Lissabon« Bedeutung erlangen. In diesem Roman bekennt Amadeu de Prado:

»Ich möchte nicht in einer Welt ohne Kathedralen leben. Ich brauche ihre Schönheit und Erhabenheit. Ich brauche sie gegen die Gewöhnlichkeit der Welt. [...] Ich will den rauschenden Klang der Orgel hören, diese Überschwemmung von überirdischen Tönen. Ich brauche ihn gegen die schrille Lächerlichkeit der Marschmusik. Ich liebe betende Menschen. Ich brauche ihren Anblick. Ich brauche ihn gegen das tückische Gift des Oberflächlichen und Gedankenlosen.«¹¹

Ein nicht gerade gläubiger Mensch beschreibt hier, welche Bedeutung »Kathedralen« für ihn haben und dass er ohne Kirchengebäude nicht leben möchte. Dieses Zitat entspricht auf erstaunliche Weise der Situation im Osten Deutschlands, einem der säkularisier- testen Gebiete der Welt. Ausgerechnet dort lässt sich vielerorts eine neue Lust am Kirchenraum feststellen. Hunderte alter Kirchen, die in der DDR-Zeit nicht gepflegt werden konnten, sind im Osten Deutschlands vom Verfall bedroht. In Dörfern und Städten schließen sich Menschen (die wenigsten von ihnen Mitglieder

einer Kirche!) in Vereinen zusammen und arbeiten für die Erhaltung der Kirchen. Seit 1997 werden sie dabei von der »Stiftung zur Bewahrung kirchlicher Baudenkmäler« (Stiftung KiBa) unterstützt, die diese Projekte gleichzeitig auch dokumentiert.¹² Menschen identifizieren sich mit dem Gebäude, halten es für die Identität in ihrem Dorf oder ihrem Stadtteil für bedeutsam, sehen in ihm einen Anker in einer zunehmend unübersichtlichen, globalisierten und enträumlichten Welt¹³ und verbinden mit ihm jene Leerstelle des »Anderen«, ohne die einer Gesellschaft »etwas fehlen« würde (so äußern sich Befragte manchmal reichlich unspezifisch, aber gerade so charakteristisch auf die Frage nach dem Grund ihres Engagements!). Es zeigt sich auf diesem Hintergrund, dass die Leipziger Diskussionslage aufgrund der Sprengung der alten Paulinerkirche 1968 und der Ersetzung durch einen universitären Zentralbau, eine spezifisch andere ist. Die freundlich-fröhliche Gelassenheit, mit der sich in vielen Gebieten Ostdeutschlands auch Nicht-Kirchenmitglieder oder bekennende Atheisten am Erhalt von Kirchen beteiligen, ist in der öffentlichen Leipziger Diskussion nicht/kaum anzutreffen.

Dennoch gilt auch hier: Kirchengebäude sind jene Orte, die mitten in einer funktionalen und durchorganisierten Gesellschaft das Andere offenhalten: das Nicht-Funktionale, religiöser gewendet und sicher nicht für alle gültig: die Transzendenz. Sie sind Heterotopien, andere Orte, die auf ein anderes Leben verweisen und ggf. auf ein Jenseits des Lebens. Ausgerechnet die größten »Immobilien« einer Stadt oder eines Dorfes können so zu Orten der (geistigen) Mobilität und des Aufbruchs werden.

Eine 2009 abgeschlossene empirische Studie hat anhand von Untersuchungen im Norden Deutschlands ebenfalls auf die (erstaunliche) und vielschichtige Bedeutung von Kirchengebäuden gerade im Osten Deutschlands hingewiesen.¹⁴ Auch und gerade in Zeiten »religiöser Relativierung«¹⁵ erweisen sich Kirchengebäude als einladend für viele und regen zu unterschiedlichsten Erfahrungen und Deutungen an. Gleichzeitig erkennt Anna Körs, die Verfasserin der Studie: Es gibt keine Eigensprache der Kirchenräume, keine

Eigenwirkung des Raumes, sondern immer nur sozial-kulturell geformte Wirkungen.¹⁶ Das, was Kirchenräume Menschen ›sagen‹, entsteht im Wechselspiel des Raumes mit individuellen Erinnerungen und Emotionen.¹⁷ Aber es gilt eben auch: So wenig Kirchenräume sprechen oder gar predigen, sind sie doch »Teil des Hybrid-Akteurs ›Kirchenraum-Besucher‹, in dem sich Akteur und Aktant symmetrisch ergänzen«.¹⁸

Bis hierher habe ich in diesem zweiten Unterpunkt ganz allgemein von Kirchenräumen als Heterotopien gesprochen. Im Blick auf die neu entstandene Leipziger Heterotopie, die Aula/Universitätskirche St. Pauli, scheinen mir neben der Tatsache, dass auch dieser Raum als ein Kirchenraum (wie andere) wirken wird, drei weitere Aspekte entscheidend:

(1) Die neu entstandene Aula/Universitätskirche trägt in sich die Signatur der Zerstörung der alten Paulinerkirche. Diese ist nicht nur ein (den meisten Besucherinnen und Besuchern wahrscheinlich) bekannter Teil der Geschichte, sondern ist auch architektonisch präsent – vor allem durch die Gestalt der Ostfassade. Damit ist der Raum auch ein Erinnerungs- und Gedenkraum, und es ist die Frage zu stellen, welche weiteren Konsequenzen sich aus diesem Faktum ergeben. Braucht es im Inneren der Kirche einen spezifischen Gedenk-Ort? Gilt es, auf das Bedürfnis von Menschen Rücksicht zu nehmen, ihrem Gedenken und ihrer Trauer angesichts der Zerstörung Ausdruck zu geben (durch Einträge in ein Buch, durch Kerzen, die entzündet werden können ...)? Braucht es weitere erlebbare Repräsentationen im Kirchenraum oder in dessen Umfeld (Bilddokumentationen zur Sprengung und zum Status quo ante; Audio-Dokumente mit Interviews von Augenzeugen ...)?

(2) Der entstandene Raum ist aber zugleich auch die neue Aula der Universität. Im Herzen der Universität – neben Hörsälen und Seminarräumen, unweit der zentralen Verwaltung – ist ein Raum entstanden, der das übliche universitäre Leben unterbricht. Es ist ein Raum für Feiern der Universität (und damit für institutionalisierte Unterbrechungen des universitären Alltags), es

ist aber auch ein Raum, in den Angehörige der Universität jederzeit eintreten können, um diesen anderen Raum zu erleben. Dort gibt es keine Tafel und keine Messinstrumente, keine Tische und kein Neonlicht, keine ECTS-Punkte und keine Evaluation! Es ist ein Raum, der inmitten der Organisation des Lernens, Lehrens und Forschens auf Anderes verweist. In dieser Hinsicht entstand ein Leerraum, ein ›weißer Raum‹ im Kontext der Universität. Dass solche ›weißen Räume‹ Orte höchster Generativität und Kreativität sind, wurde und wird in der Forschung vielfach betont.¹⁹

(3) Das Besondere des neuen Raumes aber liegt darin, dass er *beides* zugleich ist: Kirchenraum und Universitätsraum. Der Bindestrich-Neubau, wie ich ihn bezeichne, kann in dieser Hinsicht als *liminaler Raum* verstanden werden. Victor Turner hat in seiner Ritualtheorie den Begriff der *Liminalität* eingeführt²⁰ – und liminale Orte/Handlungen als solche bestimmt, die sich »betwixt and between« befinden, die nicht das eine sind und noch nicht das andere. In ritualtheoretischer Perspektive gesprochen: Wenn eine Hochzeit gefeiert wird, dann gibt es (idealiter) einen Zustand ›davor‹, in dem das Paar noch nicht verheiratet ist – und den Zustand ›danach‹: das verheiratete Paar. Und dazwischen steht das Ritual der Feier – »betwixt and between«, ein Tag, für den Sonderregeln gelten, ein Tag der Unterbrechung des üblichen, alltäglichen Lebens, ein Tag der besonderen Kleidung, des besonderen Essens, der besonderen Praxis. Die Aula/Universitätskirche steht »betwixt and between«, ist so der Festlegung entzogen und gerade so offen für Neues. Es ist ein *hybrider* Raum, der die Bedingungen für das erfüllt, was der Kulturwissenschaftler und Theoretiker des Postkolonialismus Homi K. Bhabha einen »Dritten Raum« nennt: nicht dieses und nicht jenes, sondern genau der Übergangsort, in dem es – nach Bhabha – zu Unterbrechungen und Aufbrüchen, zu neuem Denken und überraschenden Einsichten kommen kann.²¹

Die Hybridität des Raumes entspricht übrigens auch in besonderer Weise der Signatur individueller religiöser Existenz in der Spätmoderne – in einer Zeit, die manche auch als »post-säkular« bezeichnen. Der

Begriff stammt von Jürgen Habermas, der bereits 2001 (in seiner Rede zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels) von modernen Gesellschaften als »postsäkularen Gesellschaften« gesprochen hat.²² Gemeint ist damit eine Situation, in der die alten und dualen Frontstellungen (Glaube versus Wissen, Religion versus Atheismus), wie sie etwa die Diskussionskultur (und leider auch die politische Praxis!) im Kontext der DDR wenigstens teilweise geprägt haben, überwunden sind.²³ Religiöses begegnet in unterschiedlichster Gestalt, in vielen Mischformen. Es ist in diesen Zeiten, um exemplarisch zu werden, für den Theologen teilweise erstaunlich, was manche fromme Christenmenschen für genuin christlich halten (die Lehre von der Wiedergeburt z. B.), und umgekehrt, was manche sich selbst als säkular bezeichnende Zeitgenossen an Religion praktizieren (Kerzen anzünden in Kirchen z. B.). Die klaren Differenzierungen fallen dahin, und die hybriden Formen nehmen zu. Ein Bau, der dies schon architektonisch und aufgrund seiner Geschichte zum Ausdruck bringt, erscheint mir auch in dieser Hinsicht besonders passend, einladend und herausfordernd.

Was dies alles für die Nutzung des neuen Raumes bedeutet, deute ich im nächsten Unterpunkt an. Zunächst allerdings noch eine dringende Forderung: Es wäre geradezu fahrlässig, wenn der neue und in den beschriebenen Hinsichten so besondere Raum nicht auch in seiner Nutzung und Wahrnehmung forschend begleitet würde. Ein zugleich soziologisch-empirisches

→ Luftaufnahme Campus



und theologisches Projekt legt sich nahe, um zu erkunden, wie sich im Wechselspiel von Besuchern, gestaltenden Akteuren und der spezifischen Raumgestalt (Be-)Deutungen ergeben und damit Aufschlüsse über »die Rolle und Stellung von Religion in Ostdeutschland im Jahre 20 nach dem Ende der DDR zu erkunden.«²⁴

3. KONSEQUENZEN FÜR DIE NUTZUNG DES RAUMES

Martina Löw hat in ihren Ansätzen zur »Raumsoziologie«²⁵ wiederholt darauf verwiesen, dass es Räume nicht einfach »gibt«, sondern dass sie durch die soziale Interaktion, die in ihnen geschieht, erst zu dem werden, was sie sind. Räume sind nicht wie »Container [...] mit bestimmtem Inhalt gefüllt, sondern [sind] zu verstehen [...] als stets neu zu konstituierende relationale (An)Ordnungen sozialer Güter und Lebewesen, wobei die Menschen in einem über Wahrnehmung und Kognition verlaufenden Syntheseprozess eingebunden werden.«²⁶ Diese soziale Interaktion gilt es in den kommenden Jahren zu gestalten.

Nur drei Aspekte, die mir im Blick auf die Nutzung wichtig sind, deute ich an:

(1) Das erste ist eine Selbstverständlichkeit: Natürlich muss dieser neue Raum ein offener Raum sein, an sieben Tagen der Woche und möglichst von früh bis spät. Es wäre widersinnig und nicht zu verantworten, diesen Raum geschlossen zu halten und nur für Veranstaltungen zu öffnen! Es braucht den Zugang zu dem Erinnerungsort – und für die Stadt und die Universität zu dem »anderen Ort«, den diese Aula/Kirche mitten in der Stadt bietet.

(2) Der besondere, der hybride bzw. liminale Raum fordert auch von den für die Gottesdienste Verantwortlichen besondere Sensibilität und gibt besondere Möglichkeiten. Die seit 1710 bestehende Tradition des regelmäßigen Universitätsgottesdienstes an jedem Sonntag und Feiertag gilt es fortzuführen. Gleichzeitig aber ist es nötig, die Gestalt dieser Gottesdienste genau zu reflektieren und dem neuen Raum und seinen Möglichkeiten anzupassen. Es ist gut, dass sich der Predigerkonvent Zeit nehmen möchte, um über die Liturgie und

Gottesdienstgestaltung in diesem Raum nachzudenken. Die musikalischen und dramaturgischen Herausforderungen des neuen Raumes gilt es sensibel zu erkunden, die hodologischen Codes (die Fragen nach der Bewegung im Raum) neu zu erarbeiten. Gleichzeitig ist es möglich, durch die Gottesdienste besondere Akzente zu setzen und etwa das Wechselspiel zwischen gottesdienstlichem »Kultus« und umgebender »Kultur« spezifisch zu gestalten.

(3) Schließlich und vor allem sollte es nun aber darum gehen, Formate für Veranstaltungen zu entwickeln, die dem »Bindestrich-Raum« in besonderer Weise entsprechen.²⁷ Hoch problematisch wäre ein schlichtes Entweder-Oder der Nutzung: entweder als Kirche zur gottesdienstlichen Verwendung (vielleicht sogar noch abgegrenzt auf den östlichen Bereich) oder als Aula (vielleicht sogar mit geschlossener Glaswand und heruntergelassener Leinwand, damit möglichst wenig an einen Kirchenraum erinnert!). Es braucht (auch) diejenigen Nutzungsideen und Konzepte, die dem Bindestrich lebendige Gestalt geben.

Der einzigartige Raum bietet die Chance, Begegnungen von Religion und Wissenschaft, Religion und Kultur, Religion und gesellschaftlicher Praxis in denkbar großer Vielfalt zu inszenieren. Es gilt, Menschen einzuladen und mit ihnen ins Gespräch zu kommen, die für diese Verbindung exemplarisch stehen; zu denken wäre an Giorgio Agamben, der sich als Philosoph seit Jahren mit Grenzfragen zwischen Religion und Politik, Religion und Anthropologie beschäftigt und mit seinem Werk »Opus Dei« einen weiteren Baustein einer umfassenden Neujustierung der Philosophie in der Auseinandersetzung u. a. mit Heidegger vorgelegt hat.²⁸

Zu denken wäre an Slavoj Žižek, der in der Spur Lacanscher Psychoanalyse über das Subjekt und das Symbolische nachgedacht hat und dabei Individualität und Sozialität auf anregende Weise verbindet. Zu denken wäre an Alain Badiou ebenso wie an George Didi-Huberman, an Jochen Hörisch, Bernhard Waldenfels und Byung-Chul Han, natürlich auch an Peter Sloterdijk und Hartmut Böhme. Zu inszenieren wären Diskurse mit Künstlern und Kulturschaffenden (es seien nur die Namen Sibylle Lewitscharoff, Martin Mosebach und Martin Walser erwähnt, um das diskursive Potential anzudeuten), mit Vertretern unterschiedlicher Religionen und Weltanschauungen.

All diese Namen und Hinweise sind nur exemplarisch. Wichtig wäre, dass jetzt die Überlegung beginnt, mit welchen Personen und in welchen Formaten das neue Zentralgebäude der Universität sein Leben als Bindestrich-Bau aufnehmen kann. Dabei sind es – und dies erscheint mir ebenfalls wichtig – nicht nur die großen Namen, die dem Gebäude in dieser Funktion dienen. Zu überlegen wäre auch, wie die Universität (die es faktisch als sichtbare Einheit ja kaum gibt!) sich versammelt – die Studierenden und Lehrenden, über die Fächergrenzen hinweg, um Diskurse anzustoßen, die gegenwärtig geboten sind, um sich mitzuteilen und auszutauschen über die großen Fragen, die Forschende und Lehrende und Lernende bewegen.²⁹

Es könnte und wird dann etwas geschehen, was Hans Blumenberg in seinem Buch »Matthäuspassion« eindrucksvoll beschreibt:³⁰ ein neues Nachdenken mit wechselseitig anregenden Einblicken, die die Alternative von Glauben und Wissen, von Religion und Universität längst hinter sich gelassen haben.

¹ Vgl. dazu Wolfgang Ratzmann, Universitätsaula und Universitätskirche. Stationen und Positionen in einem spektakulären Leipziger Bauprojekt, in: PTh 98 (2009), 282–298.

² Vgl. zu diesem Aspekt den Beitrag von Matthias Petzoldt in diesem Band.

³ Vgl. zur Bedeutung des Namens des Neubaus Thomas Schmidt-Lux, Kirchenkampf und Aulastreit. Die Debatten um den Wiederaufbau der Leipziger Universitätskirche, in: Gert Pickel/Kornelia Sammet (Hrsg.), Religion und Religiosität im vereinigten Deutschland. Zwanzig Jahre nach dem Umbruch,

- Wiesbaden 2011, 329–342, bes. 329f, wo Schmidt-Lux die Frage nach dem Namen als »framing« bezeichnet. – Bereits der Ausschreibungstext für den Neubau aus dem Jahr 2003 geht von der »Nutzung als Aula und Kirche« aus.
- ⁴ Jean-François Lyotard/Eberhard Gruber, Ein Bindestrich. Zwischen »Jüdischem« und »Christlichem«, Düsseldorf/Bonn 1995.
- ⁵ Ausführlich hat Thomas Schmidt-Lux in dem zitierten Artikel die »religiös-säkulare Konfliktlinie«, die mit dem »Paulinum« gegeben ist, analysiert, vgl. Schmidt-Lux, Aula oder Kirche, 333–338.
- ⁶ Auch die Theologische Fakultät bemüht sich in ihrer Stellungnahme »Zehn offene Worte« vom 17.10.2008 um die Wahrnehmung dieser Einheit und sucht sie in der ideellen Vorstellung eines notwendigen Miteinanders von Glaube und Wissenschaft; vgl. dazu Schmidt-Lux, a. a. O., 337.
- ⁷ Vgl. zum Folgenden: http://de.wikipedia.org/wiki/Paulinerkirche_%28Leipzig%29 [Zugriff vom 15.03.2014].
- ⁸ Interessant ist dabei auch die Verwendung des Begriffs »Andachtsraum«, der die Zurückdrängung des »Religiösen« auf einen Sonderbereich im östlichen Chorraum des Paulinums sprachlich zum Ausdruck bringt.
- ⁹ Vgl. zu dieser Position, die sich vor allem mit dem Paulinerverein verbindet, Schmidt-Lux, a. a. O., 335f.
- ¹⁰ Zitiert in: Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften, Frankfurt/M. 2006, 317–329.
- ¹¹ Pascal Mercier, Nachtzug nach Lissabon, München ¹¹2006, 198.
- ¹² Vgl. www.stiftung-kiba.de.
- ¹³ Manuel Castell kommt im Blick auf die Frage nach Identität auf (Kirchen-)Räume zu sprechen und meint, Menschen »verankern sich [...] in Orten und rufen ihr historisches Gedächtnis auf« (Manuel Castell, Die Macht der Identität, Opladen 2002, 3).
- ¹⁴ Vgl. Anna Körs, Gesellschaftliche Bedeutung von Kirchenräumen. Eine raumsoziologische Studie zur Besucherperspektive, Wiesbaden 2012; vgl. dies., Zur gesellschaftlichen Bedeutung von Kirchenräumen in Zeiten religiöser Relativierung, in: PrTh 49 (2014), 29–37.
- ¹⁵ So der Untertitel der Studie von Körs (2014).
- ¹⁶ Vgl. Körs, a. a. O. (2014), bes. 34. – In dieser Hinsicht ist die (vielfach geläufige) Rede davon, dass Kirchenräume predigen würden, kritisch zu hinterfragen; vgl. etwa die Denkschrift »Heilige Räume« des Berliner Kirchenbautages 2003, wo von Kirchen gesagt wird: »Ihre Mauern und Steine predigen, mit ihren Räumen sind Kirchen ein Asyl für die letzten Dinge, ihre Altäre stiften Gemeinschaft, ihre Orgeln und Glocken loben Gott [...]« (zitiert nach Jochen Arnold, Was geschieht im Gottesdienst? Zur theologischen Bedeutung des Gottesdienstes und seiner Formen, Göttingen 2010, 39).
- ¹⁷ Soziologisch lässt sich dies am ehesten mit Bruno Latours Akteur-Netzwerk-Theorie greifen; vgl. ders., Eine neue Soziologie für die Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie, Frankfurt/M. 2007.
- ¹⁸ Körs (2014), 36.
- ¹⁹ Vgl. die theologisch grundlegende Studie von Jörg Seip, Der weiße Raum. Prolegomena einer ästhetischen Pastoraltheologie, Praktische Theologie und Kultur 21, Freiburg 2009. Vgl. auch das anregende Buch von Jürgen Ebach, Beredtes Schweigen. Exegetisch-literarische Beobachtungen zu einer Kommunikationsform des biblischen Textes, Gütersloh 2014. Bei Ebach sind es die »Leerstellen« des Schweigens im biblischen Text, die für die Gewinnung von Bedeutung entscheidend werden.
- ²⁰ Vgl. vor allem Victor Turner, Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur, Frankfurt/M. 2005 [erste dt. Ausgabe 1989].
- ²¹ Vgl. Homi K. Bhabha, Das theoretische Engagement, in: ders., Die Verortung der Kultur (=Stauffenberg Discussion 5), mit einem Vorwort v. Elisabeth Bronfen, übers. v. Michael Schiffman und Jürgen Freudl, Tübingen 2000 [engl. Original: The Location of Culture, 1993], 29–58 [zuerst 1988].
- ²² Vgl. Jürgen Habermas, Glauben und Wissen. Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 2001, Frankfurt/M. 2001.
- ²³ Freilich hat Thomas Schmidt-Lux recht, wenn er auf die »fraprierend[e]« »Dauerhaftigkeit der Positionen«, die an die Auseinandersetzungen zwischen Staat und Kirche in der DDR erinnern, verweist (a. a. O., 338).
- ²⁴ Schmidt-Lux, a. a. O., 329.
- ²⁵ Vgl. Martina Löw, Raumsoziologie, Frankfurt/M. 2001.
- ²⁶ So Körs (2014), 30 – mit Verweis auf Löw.
- ²⁷ Ganz ähnlich auch Schmidt-Lux, a. a. O., 340f.
- ²⁸ Vgl. Giorgio Agamben, Opus Dei. Archäologie des Amtes, Frankfurt/M. 2013.
- ²⁹ In der israelischen Bar-Ilan-Universität – eine Universität unter einem »religiösen« Dach, an der aber ganz normale und teilweise weltweit anerkannte Spitzenforschung geleistet wird (etwa in der Nanotechnologie) – gibt es eine Veranstaltungsreihe, die »Nizozot« heißt (zu Deutsch: Funken!). Die Idee ist eigentlich schlicht: zu einem Thema (z. B. »Identität« oder »Grenzen« oder ...) werden Menschen aus unterschiedlichen Fakultäten zu kurzen Vorträgen eingeladen, die vorher nicht abgesprochen sind. Es ergeben sich dann Gespräche und Diskussionen, die zu teilweise überraschenden Erkenntnissen führen. Dass diese Veranstaltungsreihe unter dem Dach des »Bet Midrasch«, des rabbinischen Lehrhauses stattfindet, aber keineswegs als spezifisch »religiöse« Veranstaltung ausgewiesen ist, scheint mir ein weiterer Aspekt zu sein, der eine Übertragung auf Leipziger Verhältnisse durchaus erwägenswert macht (vgl. zu dem Programm: <http://www1.biu.ac.il/indexE.php?id=6213&pt=1&pid=6210&level=5&cPath=6213> – Zugriff vom 14.11.2016).
- ³⁰ Vgl. Hans Blumenberg, Matthäuspasion, Frankfurt/M. ⁴1993.